

I. Das Marktviertel und die Entstehung der Laubengänge

Unter allen deutschen Marktplätzen steht der zu Münster in Westfalen für sich allein. Oft ist ihm der Schönheitspreis zuerkannt, oft seine Eigenart erörtert worden; doch nicht genug. Mir, dessen großväterliches Haus (Prinzipalmarkt 35) zu den schönsten Giebelbauten gezählt wird, war von Kindsbeinen an die Entstehung des Platzes ein Rätsel, dessen Lösung mich mein ganzes Leben hindurch beschäftigte. Das um so mehr, als ich an der Stelle geboren war und aufwuchs, wo einer der Schlüssel zu dem Probleme liegt.

Der Michaelisplatz ist eigentlich kein „Platz“, höchstens einer etwa vom Range des Gülichplatzes in Köln. Er war und ist eine schmale Gasse, durch die man hastet, sei es in der Richtung zum Rathausgiebel hin, dem schönsten in deutschen Landen, sei es entgegengesetzt zu den Linden des Domplatzes. Von den Fenstern des Elternhauses genoss ich lange das Bild, das der eilende Fußgänger sonst nur auf Augenblicke beobachtet.

Das seit 150 Jahren verschwundene Michaelistor, das mit der einen Kante an die Ecke des elterlichen Grundstückes stieß und das jahrhundertlang zur Nachtzeit geschlossen wurde, deckte den Hauptzugang zum ältesten Raume der kirchlichen wie rechtlichen Geschichte Münsters — zur Domunität. Noch heute ist der Domplatz der Sitz der höchsten Behörden — der Autoritäten in Staat und Kirche. Die militärische Front des einstigen Tores richtete sich gegen das

Rathaus, gegen den Marktplatz, gegen die Stadt der Kaufleute und Gewerbetreibenden.

Eine sorgsame Forschung von drei Generationen der Familie Geisberg hat die Entwicklung des Immunitätsbezirktes völlig klargestellt. Seine Basis lag längs der versumpften Aawiesen. In ihnen gab es eine Furt, von der der Hügel am rechten Ufer der Aa den Namen Mimigernaford erhielt. Der vorgelegte Halbbogen ward früh von einem, zum Teil später vorverlegten Ringe von Mauer und Graben umgeben. Noch heute ist die Immunität für jedermann klar erkennlich. Noch heute nennt die Stadt in ihr kein Gebäude ihr Eigentum. Vgl. Tafel I.

An der Basis der Immunität, dem Aalause, erfolgte eine Veränderung, die das heutige Stadtbild noch beeinflusst. Die Aafurt verlor ihre Bedeutung durch die Anlage von drei Brücken: eine innerhalb der Immunität, die beiden anderen hart außerhalb der Flanken ihres durch Bischof Burchard I. (1098–1118) erweiterten Bereiches. Ganz nahe der Furt wurde eine nur für Fußgänger und Reiter benutzbare schmale Holzbrücke unterhalb des Spiegelturmes errichtet. An der nördlichen Flanke wurde eine, zuerst 1137 bezugte Steinbrücke, im Zuge der heutigen Rosenstraße und des Spiekerhofes, angelegt, der seinen Namen vom Landwirtschaftshofe des Domkapitels trägt. Dicht unterhalb dieser Brücke wurde eine Mühle gebaut, zu der ein Staubecken, das zwischen dem ältesten Bischofshofe und dem Frauenkloster Überwasser lag, gehörte. Der Überlauf verblieb dem alten Flussbette; für das Mühlenwasser wurde ein neuer Ablauf geschaffen, es entstand die heute noch vorhandene Aainsel.

An der südlichen Flanke lag die, zuerst 1217 bezugte, Mühle oberhalb der Brücke. Diese selbst führte auf den

Bispinghof, den Sitz der militärischen Deckung des Bischofs. Das von Max Geisberg überzeugend nachgewiesene Wegenetz ältester Zeit verlor den Kreuzungspunkt vor dem Salvatorgiebel des Domes. Der Wagenverkehr, der die Furt benutzte hatte, wurde für immer auf die Flankenbrücken abgeleitet. Die Immunität wurde stiller, das Geschäftsleben mit Ausnahme der Großmärkte — der Sende — gänzlich aus ihr entfernt. Der Halbbogen zwischen den beiden Brücken fing die sämtlichen Landstraßen auf. Es war eine ideale Lösung des in allen Bischofsstädten sich ergebenden Problems: der Domkirche ihren Platz, ihre Ruhe inmitten der Stadt zu belassen, die Käufer vom Lande aber alle zusammen auf den Halbkreis der Märkte zu führen. Zwei Welten trennte der Immunitätsgraben, die ruhige Stadt der Geistlichkeit und die belebte Stadt der Kaufleute und Handwerker. Die Seele der Immunität war in ihrem Eigenleben gesichert, dem Laientum war außerhalb eine Entwicklung zum Aufstieg ermöglicht.

Besonders begünstigt war die Lage des mittleren Teiles, das dem Halbbogen des Immunitätsgrabens vorgelegten Straßenzuges. Er wurde der Sitz der Wochenmärkte und der Mittelpunkt des täglichen Marktes. Außerlich macht er sich durch die Laubengänge kenntlich. Wo solche fehlen, gibt es erklärliche Lücken. Sein südlicher zur Rothenburg gewendeter Teil ist kürzer. Der nördliche erreicht den Horstberg und damit ein zweites Tor der Immunität. Da greifen die beiden Interessenzirkel ineinander über. In der Margaretenkapelle stand ein Altar des heiligen Olaf, des im fernen Norwegen verehrten Patrons deutscher Kaufleute. Auf dem Spiekerhofe war einst dort, wo heute der „Kiepenkerl“ sich erhebt, der Speicher des Domkapitels. Die Bäckerei des Domkapitels, die in meiner Jugend einem Verwandten, Palz, gehörte, schloß sich an.

Sind die Laubengänge langsam entstanden? Gehen sie auf des einzelnen Hausbesitzers Entscheidung zurück oder sind sie von einem einheitlichen Willensakte geschaffen worden? Und wenn das, wessen Wille entschied? Es liegen mehrere Möglichkeiten vor: war es ein Unternehmerkonsortium, der Stadtherr also der Bischof oder endlich der bischöfliche Vogt, der Graf von Tecklenburg? Es sind zwei Fragestellungen zu entscheiden, die technische und die rechtliche. Meines Erachtens sind Mittel und Wege gegeben, das mit hoher Wahrscheinlichkeit zu tun. Ja wesentliche Erkenntnisse sind zu erreichen, die Münsters Entwicklung auch nach anderen Seiten hin klären können.

Ich gehe vom Technischen aus, von dem, was allen Bogenhäusern gemeinsam ist, wobei es vor allem auf diejenigen ankommt, die längs der Immunitätsmauer liegen. Sämtliche Häuser haben die Schmalseite zur Straße. Die nirgends sehr große Tiefe des Grundstückes bis zum einstigen Grabenrand ist annähernd gleich groß. Ebenso wenig bestehen starke Unterschiede in der Frontbreite. Doch gibt es eine Ausnahme! In der Bogenstraße findet sich eines, das nur einen einzigen Bogen enthält. Dieser Stiefbruder ist als einstiger Zugang zur Immunität von der Neubrückenstraße her erkannt. Alle Fassaden sind von unten bis zur Giebelspitze in Sandstein ausgeführt. Es liegt kein Anzeichen dafür vor, daß vor der neuesten Zeit je Ziegelmauerwerk oder Fachwerk in dem Hauptteile der Front verwendet wurde. Die Häuser — und das ist das Entscheidende — haben gemeinsame Brandmauern; diese tragen die Regenwasser, die von den mit Pfannen gedeckten Dächern herabkommen, in gemeinsamer Rinne zur Vorderfront, wo sie heute durch Röhren zur Erde geleitet werden. Es gibt also zwischen den Häusern keine schmalen Zwischengänge

(„Soden“), die den Tropfenfall bis zur Erde gestatten. Es ist ein zusammenhängender Bau geschaffen. Doch ist es wesentlich, was bisher nicht energisch genug betont wurde, festzustellen, daß diese Gemeinsamkeit der Brandmauern nicht streng innegehalten wurde in der Zeile westlich jenes Einbogenhauses und auf den beiden Seiten des Rathauses. Es ist wenigen Münsteranern bekannt, daß wenn man da unter dem Bogen wandelt und den Blick nach oben richtet, man durch einen Schlitze den blauen Himmel sieht. Selbst das haben nur wenige beobachtet, daß hier an den Hausfrontecken nicht eine gemeinsame Säule steht, sondern in der Regel zwei Ecksäulen nebeneinander sich finden. Daraus ergibt sich bereits der Schluß, daß genau zu unterscheiden ist zwischen einem geschlossenen Bezirk gleichzeitig errichteter Bauten und dem, bei dessen Entstehung der Wille des einzelnen entschied.

Die Schwierigkeiten liegen bei den Häusern mit gemeinsamer Brandmauer und gemeinsamer Säule. Wenn das Straßenniveau gehoben wurde und der eine der Nachbarn seine Fassade zu erhöhen wünschte, ward von ihm eine Hälfte der gemeinsamen Säule erhöht, mit neuem Halbkapital versehen und darauf der eigene Bogen erhöht. Von meiner Kindheit an waren die Säulen des Hauses Prinzipalmarkt 44 mir ein Rätsel, ein Dokument geschichtlicher Entwicklung¹. Beiderseits ragen an den Ecksäulen alte Kapitäle gleicher Bearbeitung und die Oberteile alter Säulenschäfte aus dem Boden hervor. Oberhalb davon hört die Eintracht der drei Hausbesitzer auf. Zunächst hat der eine sein Haus erhöht und dafür eine niedrige Halbsäule mit einem Halbkapital eingeschoben. Dann tat dasselbe der andere Nachbar und ihnen folgte zuletzt in der Erhöhung der Besitzer des

¹ Bild-Tafel II Nr. 1.

Mittelhauses. Dieses Haus speziell aber auch andere Stellen beweisen, daß das Straßenniveau im allgemeinen erhöht und ausgeglichen wurde.

Vor einigen Jahren wurde ein an der Verbindungsmauer innerhalb des Bogenganges zwischen den Häusern Nr. 44 und 45 ein 1,20 Meter über dem jetzigen Niveau eingemauertes Gesimsstück von dem Verputze befreit, und es kam ein sehr reich ornamentiertes, romanisches Kämpferstück zum Vorschein². Man setzte es in das Ende des 12. Jahrhunderts. Man kann es jedoch noch genauer bestimmen; denn das Motiv kehrt fast genau in dem Fries im Inneren des Chorhauses des Bonner Münsters wieder³. Dieses aber wurde von dem Propste Gerhard von Are († 1169) erbaut.

Bei einer langsamen Errichtung der Einzelhäuser hätten die gemeinsamen Säulen nicht entstehen können; denn der, der zuerst baute, hätte den Abacus nur halb ausnutzen können, obwohl dann der Seitendruck der fertigen Bögen kein starkes Widerlager gefunden hätte. An den Straßeneckhäusern (Orthäusern) stand der ganze Abacus zur Verfügung, um — auch ohne Verankerung — von der ich nie etwas beobachtete, den Seitendruck aufzufangen. Bei auf lange Zeit verteiltem Einzelbau der Häuser mit ihren Lauben und Steingiebeln hätten, wie mir Professor Otto Gruber (Aachen) bei gemeinsamer Besichtigung bestätigte, die einseitig belasteten Ecksäulen ausknicken müssen. Nur dann, wenn der Giebelaufbau auf Grund eines dem ganzen Laubengang des Einzelhauses aufgelegten Balkens in Fachwerk wäre aufgeführt worden, wäre diese Gefahr vermieden ge-

² Das schöne Münster VII, 105. Vgl. Tafel II Nr. 2.

³ E l e m e n, Paul, Kunstdenkmäler Stadt u. Kreis Bonn, S. 70, Abb. 27. Vgl. Tafel II Nr. 3.

wesen. Es ist also nicht ausgeschlossen, daß ursprünglich in dieser Weise vorgegangen wurde. Bei der sicher von vornherein bestehenden Parallelstellung der Dachfirten wäre dann allerdings die auch jetzt vorhandene Gefahr der Übertragung von Dachbränden noch erheblich gewachsen. Es ist doch zu bezweifeln, ob, wenn die Zeile von 44 Häusern ein Großfeuer erlebte, die 5 Ziehbrunnen, die nach Allerdings Karte im ganzen Zuge der Bogenhäuser auf der Straße standen, ausgereicht hätten, das Feuer einzuschränken. Zum Glück hat kein Bombardement so weit gereicht.

Dem ganzen System liegt der Gedanke zugrunde, daß der ganze Laubengang und die Fassadenreihe statisch eine Einheit sei. Das Ganze zu schaffen, durch Neubau von Fassaden es zu verschönern setzt Wagemut und eine hohe Technik bei den Steinmetzen voraus; um so mehr als die Frontreihe geschwungen sein mußte, da das Halbrund der Immunitätsmauer sich auswirken mußte. Soweit das Technische.

Eine feste Grenze für den spätesten Termin der Entstehung des Prinzipalmarktes ist das Jahr 1169. Damals schenkte der eben zur Regierung gelangte Bischof Ludwig Graf von Tecklenburg die Hälfte des Grenzgrabens der Domimmunität zwischen dem Michaelistor und dem Horstberg, also hinter dem Hauptteile, des Prinzipalmarktes, des Roggenmarktes und der Bogenstraße, den angrenzenden Dombherrn, die andere Hälfte, je 16 Fuß breit, den Besitzern der Häuser am Markte, diesen gegen einen bescheidenen Rekognitionszins. Es wurde auf der Scheidelinie eine neue Immunitätsmauer erbaut, deren Reste von meinem, im bürgerlichen Grabenteile errichteten Elternhause Michaelisplatz 9 zu sehen sind. Zum Glück sind uns einige Urkunden über den weitergehenden Streit zwischen Dombherrn und Bürgern erhalten, in dessen Verlaufe im 13. Jahrhundert

Bürger dem Kirchenbanne verfielen und der erst 1891 gänzlich erlosch.

Der allerfrüheste Termin für die Errichtung der Laubengänge könnte die Verbrennung der Stadt und ihrer Kirchen durch den späteren Kaiser, damaligen Herzog Lothar von Sachsen, 1121 sein; denn, wenn seine Streiter Gotteshäuser nicht schonten, so schwerlich die der Bürger. Es brauchte gewiß Jahrzehnte, bis die Bürger wieder Mittel gesammelt hatten, eine solch kostspielige Anlage zu errichten.

Unter den Bischöfen zwischen 1121 und 1169 ist nur einer, dessen Baulust und Tatkraft durch klare Zeugnisse erwiesen ist. Das ist Friedrich von Are (1152 bis Ende 1168), der dem tüchtigen Grafengeschlecht von Are (Altenahr)-Hochstaden entstammte. Die Bürgerfreundlichkeit dieses Bischofs wird durch die für Münsters Entwicklung entscheidende Tatsache bezeugt, daß er mit dem Grafen Heinrich von Tecklenburg einen Vertrag abschloß, der zwar im Wortlaute nicht erhalten ist. Die Bestätigung durch Kaiser Friedrich I. von 1173 gibt uns aber genaue Kunde⁴.

Der Graf verzichtet gegen eine Geldzahlung des Bischofs auf die Vogtei, „die er hatte in der Stadt Münster und auf dem ebenda gelegenen Hofe des Bischofs und über die Präbenden der Domherrn“. Bischof Friedrichs Nachfolger, Ludwig Graf von Tecklenburg (1169–73), ein Verwandter des Verkäufers, hatte den Ankauf der Vogtei bestätigt. Damit schied die Stadt Münster aus dem Bereich der öffentlichen Gerichtsbarkeit des Grafen, der der Vogt des Bistums war, aus. Eine solche Exemption war eine der Grundlagen des Stadtrechtes. Bischof Friedrich hatte die Stadt freigemacht. Ein gleicher Freikauf ging 1190 mit der Stadt Paderborn vor sich.

⁴ Stumpf, Nr. 4143. Druck Erhard, Cod. dipl. 2, 118.

Das Ansehen des Geschlechtes derer von Are wird durch eine Urkunde Meinold von Dassel des Kölner Erzbischofs von 1162 bezeugt. Er nennt es „in unsern ganzen Landen durch die Fülle von Kräften und die Macht des Rates sehr ausgezeichnet (in universa terra nostra virium copia et consilii potentia valde clarescens)“⁵.

Friedrichs Leben ist bisher kaum näher betrachtet worden, und doch stand er mit den politischen Größen seiner Zeit in enger Verbindung. Gleich ihnen war er eifrig bestrebt, die Kunst zu pflegen. Gleich ihnen hatte er große Pläne. Es ist die Zeit der Baulust, des schwungvollen Vertrauens auf die Zukunft, geboren aus dem Gefühle eigener Kraft und großer Erfolge. Es lohnt sich, diese Kunstfreunde des Bischofs festzustellen.

Friedrich war der jüngere Bruder des Propstes des Stiftes St. Cassius und Florentius in Bonn, des den Kunsthistorikern wohlbekannten Gerhard von Are. Dieser erweiterte das Bonner Münster nach Osten hin um den oft bewunderten Hochchor mit den zwei Flankentürmen und der köstlichen Zwerggalerie. Er baute das größtenteils noch heute erhaltene Clausstrum und den stimmungsvollen, schönsten der im Rheinland erhaltenen Kreuzgänge. Seine edlen Werke vertreten in Bonn die Poesie des Mittelalters am besten. Auch die Vollendung der Burg Drachenfels ist sein Werk. Der müde gewordene Erzbischof Arnold von Köln hatte den unvollendeten Bau ihm anvertraut, da er selbst an ihm verzagte.

Die Bischofszeit Friedrichs fällt völlig in die Regierungszeit Barbarossas; ja, sie hebt mit dem gleichen Tage an. Am gleichen Tage, da der Rotbart 1152 in Aachen gekrönt wurde, erhielt der münstersche Erwählte dort seine Bischofs-

⁵ Regesten der Erzbischöfe von Köln 2 Nr. 862.

weihe. Wohl der einzige Fall in der Geschichte der Königsfrönungen. Kaiser Friedrich schuf in seiner Baulust eine Reihe von Kaiserpfalzen, einige als offene Schlösser. Die Inselpfalz Kaiserswerth aber war, wie Inschriften beweisen, als Hort des Friedens, als Festung aufgeführt, der gewaltige Bau war 1190 noch nicht vollendet. Da der Bischof 1158 dort beim Kaiser war, mag es sein, daß er am Planen beteiligt war. Noch wahrscheinlicher ist das beim Bruder Gerhard; denn das Necrologium des mit der Pfalz verbundenen St.-Sutbert-Stiftes enthält unter dem 22. Februar den Todestag des Bonner Propstes^o. Von allen Staufern ist nur vom Rotbart ein Aufenthalt in Münster nachzuweisen. Er feierte dort 1156 das Osterfest. Der Bischof begleitete den Kaiser auch nach Italien. Am 7. Oktober 1161 ist er bei ihm in Lodi nachzuweisen, dem Quartiere des Kaisers, während er Mailand belagerte. Daß Friedrich von Are bis zum Falle der Stadt dort bei ihm ausgeharrt hat, folgt aus einer Schenkung des Siegers. Wie Reinald von Dassel, der Reichskanzler, als köstlichste Beute die Gebeine der hl. drei Könige nach Köln in seinen Dom brachte, so schenkte der Kaiser dem münsterschen Bischofe die Gebeine des heiligen Victorinus und Florianus, die man als Märtyrer ansah. Im Dome zu Münster wurde ihre Gedächtnisfeier auf den 2. November verlegt und mit dem älteren für den heiligen Eustachius und Genossen durch Schlußgebet verbunden. Dem Erforscher der altmünsterschen Liturgie Herrn Professor Stapper verdanke ich genaue Mitteilungen über die Art der Feier, für die es eine besondere Stiftung gegeben haben muß. Zwei Domherrn trugen den einen Sarg, zwei Priester den anderen vom Chore in die Mitte der Kirche, dort folgte unter Orgelbegleitung ein

^o Pacombiet, Archiv 3, 120.

Gottesdienst, worauf der Zug zum Chor zurückkehrte. Darauf versammelten sich die Domherrn des neuen und alten Domes, was nur an den höchsten Festen geschah, in dem Kapitelsaal, wo Wein angeboten wurde, jedoch kein Zuckergebäck. Fiel das Fest auf einen Sonntag, so zog bei gutem Wetter eine höchst feierliche Prozession der Geistlichkeit um den Domplatz (per curiam). Die Wiedertäufer vernichteten die Reliquien und mit ihnen eine echt mittelalterliche Feier.

Es ist bekannt, welche Verehrung den hl. drei Königen in Köln zuteil wurde. Es sei auch auf die Erhebung der Gebeine Karls des Großen und dessen Heiligsprechung, auf die Erhebung der Gebeine des hl. Cassius und Florentius im Bonner Münster hingewiesen, alles Handlungen, an denen Reinald von Dassel persönlichen Anteil hatte, um den religiösen Eifer jener Tage klar zu zeigen. In Münster ist die Schenkung der Reliquien wohl Hauptanlaß gewesen, den Neubau des Domes zu beginnen; wie ja auch Reinald aus gleichem Anlaß zwei Türme am Kölner Dom aufführte. Die Verehrung des heiligen Victorinus und Florianus wurde nur in Münster aufgenommen. Sie finden sich in keinem anderen Kalendarium, an ihrer Stätte wurden sie aber in die Litanei von allen Heiligen unter die Märtyrer eingereiht.

Noch einiges ist über die Beziehungen Bischof Friedrichs zu dem genialsten der mittelalterlichen Reichskanzler zu sagen. Dieser hochgebildete Freund von bildender Kunst, Dichtung und Wissenschaft ward unter Friedrich von Are Propst des münsterschen Domes. Er behielt auch nach seiner Wahl zum Erzbischofe von Köln diese und andere Pfründen bei, die er nach seiner Weihe hätte aufgeben müssen. Er verzichtete in Münster 1159. Als er endlich 1165 sich zur Weihe entschloß, waren bei der Handlung der Kaiser, die

Kaiserin und der münstersche Bischof zugegen. Nun, Reinald als Bauherr. Als Propst von St. Mauritius in Hildesheim baute er an dieser Kirche einen Turm, zugleich auch die steinerne Brücke über die Innerste. Seiner Pläne für den Kölner Dom ist schon gedacht. Um 1164 errichtete er mit gewaltigen Kosten eine neue erzbischöfliche Pfalz, unter deren Saal eine Bogenhalle gelegen zu haben scheint, sie enthielt oben und unten Kapellen. Leider ist diese Residenz 1404 abgebrannt und die Reste 1674 beseitigt worden. Der Tod verhinderte die Ausführung des kühnsten Planes Reinalds. Er wollte mit Hilfe der Bürger in Köln eine stehende Brücke über den Strom legen. Die unterste dauernde Rheinbrücke blieb noch für Jahrhunderte die von Basel.

Bischof Friedrich war ein getreuer Anhänger seines Kaisers auch in den Tagen seiner Konflikte mit den Päpsten. Er datierte öfter in seinen Urkunden auch nach den Regierungsjahren „des glorreichsten Kaisers“. Beide fanden sich auch in den freundschaftlichen Beziehungen zu den Prämonstratensern zu Kappenberg und zu deren Gründern, den Grafen von Kappenberg. In der Reihe der Bilder der Könige des Hochmittelalters steht einzig da die Porträtbüste Barbarossas und die Schale, die der Kaiser seinem Taufpaten Grafen von Kappenberg gewidmet hat.

In seiner Freude an der Baukunst und zur Verehrung der neu gewonnenen Reliquien begann Friedrich von Are den Neubau des Domes. Die münstersche Bischofschronik sagt von ihm: „Er arbeitet viel an dem Neubau des Domes, ordnete alles Erforderliche und die Mittel an. Aber der Tod verhinderte die Vollendung. Er schenkte auch ein großes, silbernes Kreuz auf den Chor, das den Leib des Herrn barg und sehr viele wertvolle Reliquien“. Das Kreuz fand hohe Verehrung. Es wurde auf dem Lettner aufgestellt, am

dritten Pfingsttage herabgelassen und in der Stadt zu einzelnen Bürgern gebracht. Auf wechselnden Wagen wurde es durch das Außenkirchspiel von Überwasser gefahren und gelangte wieder durch das nach dieser Kreuzfahrt benannte Kreuztor (am Buddenturm) an seinen Platz. Die Wiedertäufer vernichteten es. Von dem alten Kreuze übertrug sich auf ein neu hergestelltes ein alter Aberglaube. Wenn es an der vom Gewölbe herabhängenden Kette wieder auf den „Apostelgang“ hinaufgezogen wurde, fanden sich viele Bauern ein und zählten, wie oft die Kette knackte. Je öfter, um so besser wurde die Ernte. Da habe ich als Junge manchemal mitgezählt.

Der Neubau des Domes, der die Breite der Domkirche für immer festlegte, war so weit gefördert, daß Bischof Friedrich im untersten Geschosse des südwestlichen Turmes beigesetzt werden konnte, inmitten der Reliquien; denn dieser Raum war zur Reliquienkammer bestimmt worden. Heute ist die Kapelle dem Gedächtnis der im Weltkriege Gefallenen gewidmet. Erde von den Kriegerfriedhöfen im Ausland bedeckt nun den Bischof, der mit dem Rotbart als Kriegsgenosse vor Mailand gelegen hatte: Beide waren edle Vertreter ihrer Zeit, ihrer Weltanschauung. Beide waren kunstliebend, baulustig, freigebig und großzügig. Wird man Bischof Friedrich die Planung des münsterschen Marktplatzes zuschreiben dürfen? —

Es ist nach dem Gesagten kein Zweifel, daß die Anlage des Marktplatzes nicht auf die Stiftsvögte, die Grafen von Tecklenburg zurückzuführen ist, deren Gewalt wurde ja gerade beseitigt. Eine jüngere Erzählung läßt die Laubenerbauung geradezu als eine gegen den Vogt gerichtete List der Kaufleute erscheinen. Die Zusätze zu der plattdeutschen Chronik der Bischöfe (772—1424) erzählen im Anschlusse an die

Ablösung der Tecklenburgischen Vogtei durch Bischof Ludwig von Tecklenburg, die tatsächlich schon unter seinem Vorgänger Friedrich erfolgt war, das Folgende, was ich ins Hochdeutsche übertrage: „Weil man will, daß der Graf so große Herrschaft hatte, daß niemand seine Fensterbank (vel-doer) aufmachen durfte, der Waren feil hatte auf Kaufmannschaft, daß jeder Mensch davon dem Grafen große Akzise geben mußte, so daß die Reichsten zu Münster steinerne Bögen über ihrer Türe errichteten. So mußten sie ihm keine Schätzung geben, weil die Feiltüre auf den Hausgang (eren) aufging“. Diese Stelle spricht dem Hausbesitzer das volle Eigentumsrecht an dem Stücke des Laubenganges, seinem Vorhause zu. Jedoch verdient diese Stelle keinen Glauben.

Ich stellte weiterhin die Möglichkeit dar, daß die Marktanlage Münsters auf ein Unternehmerkonsortium zurückzuführen sei, wie das Friß Rörig für den Markt von Lübeck so gut wie sicher nachgewiesen hat⁷. Wenn auch nur locker, gehörte Westfalen zu dem Herzogtum des Neubegründers von Lübeck, Heinrichs des Löwen. Auch waren unter den Bürgern der neuen Stadt sicher Westfalen. Eine geistige Verbindung zwischen beiden Anlagen wäre also möglich. An beiden Orten ist gleicherweise die Anlage ohne die Teilnahme der Kaufleute undenkbar.

Als 1158 der Löwe Lübeck neubegründete, war der uralte Handelsplatz Schleswig durch den Dänenkönig Sven schwer geschädigt worden. An seine Stelle in der Beherrschung des Ostseehandels ließ sich das den deutschen Fremdkaufleuten näher liegende Lübeck mit Erfolg setzen, wenn zudem an dem Traveshafen bessere Markteinrichtungen geschaffen wurden, als die von Graf Adolf von Schaumburg-

⁷ Friß Rörig, Der Markt von Lübeck, 1922.

Holstein 1143 errichteten. Die Marktanlagen von Münster und Lübeck sind jedoch wesensverschieden. In Münster wurden Geschäfts- und Wohnräume in einem Gebäude vereinigt. In Lübeck erfüllten den Markt auf Dauer hergestellte Buden und Läden, die der Eigentümer vermietete. Rörig nimmt als deren Erbauer ein Eigentümerkonsortium an, das sich mit dem Herzog verständigte. Für einen Seehafen sind Jahrmärkte von geringerer Bedeutung als für Binnenstädte wie Münster, dessen „Sende“ innerhalb der Domimmunität abgehalten wurden; denn die vom Winde abhängigen Segelschiffe konnten nur ungenaue Termine einhalten. Wir kennen die Glieder des lübischen Unternehmerkonsortiums von 1158 nicht, doch entwickelte sich aus ihnen der Rat als dauernde Behörde. In ihm finden sich in der Zeit von 1285—1325 gerade in den ältesten Budenreihen als Budeneigentümer vier nach westfälischen Orten benannte ratsfähige Geschlechter: Attendorn (mit 1 Bude), Bocholt (mit 16), Coesfeld (mit 5) und Warendorf (mit 1). Es mag sein, daß auch münstersche Kaufleute an dem lübischen Unternehmerkonsortium Anteil hatten.

Feststehende Buden gab es auch in Münster. Die eine Gruppe stand und steht im Eigentum des Domkapitels. Sie lag ursprünglich im engen Durchgang durch das Michaelistor, also innerhalb der Domimmunität. Wir dürfen in den Buden Devotionalienhändler vermuten, aber auch eine Apothekerin, Händlerin in Kräutern und Heilmitteln begegnet dort. Nach dem Abbruch des Michaelistores wurden diese Buden in die Reihe westlich meines Elternhauses verlegt. Die andere Gruppe, der 1907 verschwundene Drubbel, war ein Überbleibsel aus der Zeit vor der großen Marktregulierung. Wie Max Geisberg zwingend nachgewiesen hat, war einst der Haupteingang zur Dom-

immunität dort, wo neben der Lambertikirche der Alte Fischmarkt und der Alte Steinweg zusammenliefen. Seit einigen Jahren ist diese einst befahrbare Straße als Fußweg wiederhergestellt worden. Die Häuschen des Drubbels und die schon früher beseitigten am Turm der Lambertikirche waren aus Krambuden entstanden mit aufgestockten zum Teil überhängenden Wohnungen. Stattlicher aber auch noch recht klein war der Grund, auf dem einst die bischöfliche Münze gestanden hat. Sie war die einzige bischöfliche Behörde, deren Sitz außerhalb der Immunität lag. Vor der Neuregulierung des Marktes mag vom Roggenmarkt und Alten Fischmarkte sich der Wochenmarkthandel bis zur Salzstraße und darüber hinaus erstreckt haben. Diese Straße erinnert durch ihren Namen an die Via Salara in Rom. Wie auf dieser das an der Meeresküste bei Ostia gewonnene Salz in das Innere des Landes geführt wurde, so kamen über die münstersche Salzstraße die Ballen von Werl und aus der Umgebung von Soest. Ich denke mir den älteren Markt um den Turm der am Ende des 11. Jahrhunderts entstandenen Lambertikirche, die sich den Marktkirchen anreihet. Sie war zunächst außerhalb der Immunität für den Bereich des Brockhofes die Pfarrkirche. Noch in meiner Jugend blies der Turmwächter zu einzelnen Nachtstunden und läutete im Falle eines Brandes die Sturmglocke. Das Alter und die Lage dieser Pfarrkirche sprechen für eine ansehnliche Bevölkerung in der noch unorganisierten Stadt. Dem Drubbel zuliebe erhielten die gegenüberliegenden Häuser keinen Laubengang.

Sehen wir uns nun nach dem Wesen der Bogenbauten um. Ihr Vorbild wird oft in den Kreuzgängen von Stifts- und Klosterkirchen gesucht. Das ist sicher irrig. Sie haben wohl einen anderen Ursprung. In den Kreuzgängen durchbrechen die Fenster als Lichtspender die Wand. Auf dem

münsterschen Markt unterbrechen die Säulen das hereinflutende Licht. Die Kreuzgänge sind gewölbt. Der münstersche Laubengang aber horizontal durch Balkendecke geschlossen. Dadurch unterscheidet er sich auch von den auf Pfeilern ruhenden, gewölbten, bürgerlichen Laubengängen anderer Gegenden, wie zu zeigen sein wird.

Ein Kreuzgang hat nicht entfernt so hohe Aufbauten zu tragen, als sie der Bürger in Münster den Säulen zumuten mußte. Die Giebel streben empor; am höchsten der überaus fühne Rathausgiebel. Die Kreuzgänge streben in die Breite. Es sind zwei grundverschiedene statische Aufgaben und Lösungen. Die Säulenhallen haben im Dogenpalast zu Venedig die höchste Wirkung erreicht.

Wiesen Bauten in der Nähe auf eine derartige Lösung hin? Die Laubengänge, die in den Ruinen von Castra Vetera (Xanten) ausgegraben sind, lagen in Trümmern. Eher darf man an einen fast gleichzeitig entstandenen Bau denken. Es sind die rheinischen Zwerggalerien, die dem Bischof Friedrich von Are bekannt waren. Die Doppelpfapselle von Schwarzrheindorf wurde im Jahre 1151 eingeweiht, wobei der Bruder des Bischofs der Propst von St. Cassius in Bonn (1126—69) Gerhard von Are zugegen war. An diesem, als Pfalzpfapselle vom Grafen von Wied errichteten Bau findet sich zuerst eine reizvolle, von kleinen Säulen getragene Zwerggalerie, die um das Obergeschoß läuft. Der Baumeister vertraute auf das Material der Säulen (Trachyt) und zog kühn die Kämpfer über ihnen auf ein Mindestmaß ein. An dem von Gerhard von Are erbauten Chore von St. Cassius in Bonn und gleichzeitig an St. Gereon in Köln wurde das schwarzrheindorfer Motiv wiederholt. Auch Bischof Friedrich hatte bei seinen kühnen münsterschen Unternehmungen Vertrauen zum Material, Vertrauen auch zu tüchtigen Stein-

megen. In den nahen Sandsteinbrüchen der Baumberge standen noch die besten, wetterfesten Lagen zur Verfügung, die zugleich leicht zu bearbeiten waren. Die Architektur wie die Plastik von Münster, beide so reich entwickelt, hängen von diesem Sandsteinmaterial ab, zu dem für spätere Bauten erst Pictorius und Schlaun den roten Ziegelstein fügten. Von allen den Gründen, die für die Urheberschaft Friedrichs von Are sprechen, ist meines Erachtens das auf S. 8 erwähnte romanische Kämpferstück der schlagendste.

Dagegen mahnt die Nachricht vom Stadtbrande von 1197 zur Vorsicht. Im Frauenstifte zu Überwasser schrieb man über den Brand folgendes nieder: „Ein bei Nacht und großer Trockenheit entstandener Brand verzehrte fast die Stadt (civitatem) sowohl die Kirchen wie die Häuser, die eine Fülle von allerhand Sachen und eine große Menschenzahl enthielten. Ausgenommen war das St. Ludgeri Münster, die Servatiuskapelle und wenige Häuser, die kaum vor dem Feuer geschützt werden konnten.“ Da der Dom verschont blieb, schließt das Wort: „civitas“ wohl die Immunität aus. Es mag sich auch hier wie meist bei Unglücksfällen eine Übertreibung eingestellt haben. Immerhin kann man die Möglichkeit nicht ausschließen, daß auch die Marktanlage dem Feuer zum Opfer fiel. Ich fühle mich aber nicht gezwungen, die Marktregelung überhaupt in die Zeit nach dem Brande zu verlegen, also in die Tage des Bischofs Hermann II. Grafen von Katzenellenbogen (1174–1203), der ein hervorragender Fürst war. Die münstersche Bischofschronik ist gerade an dieser Stelle mehrfach unzuverlässig. Der Verfasser verwechselt offenbar den Brand und die Zerstörung von 1125 mit den Ereignissen von 1197; die Stadt mit der Immunität. Immerhin mag die ältere Anlage — wenn sie aus Fachwerk und Holz aufgeführt ge-

wesen sein sollte — erst damals zwangsweise zu vollen Steinfassaden über den Bogengängen an den einzelnen Häusern umgestaltet worden sein.

Wann immer die Marktanlage mit den Bogengängen und hohen Giebeln beschlossen und durchgeführt worden ist, Voraussetzung war bei den Bürgern Willigkeit, Wohlstand und die Absicht, den Marktverkehr zu heben. Ebenso beweist sie neben dem Vertrauen auf die eigene Kraft auch ein wechselseitiges Vertrauen zwischen Stadtherrn und Bürgerschaft.

Für den Charakter der münsterschen Bogenhäuser ist die Frontstellung der Schmalseite zur Straße entscheidend. Bei den, zu ungefähr gleicher Zeit, von den Herzögen von Zähringen durchgeführten, zahlreichen Städtegründungen wurde in der Regel die Breitseite des Hauses zur Straße gerichtet. Das führte dazu, daß die Dachtraufen in der Straßenfrontlinie liegen, die Brandmauern bis zur Dachfirst die Häuser trennen. In einzelnen ihrer Städte war es Pflicht, die Ecken der „Orthäuser“ massiv auszuführen; dann war das Überspringen des Feuers über die Gasse kaum zu befürchten. Diese Anordnung entspricht auch mehr dem Fachwerkbau. Mir ist aus der Geschichte der münsterschen Bogenhäuser kein Fall bekannt, daß eine Reihe von ihnen niedergebrannt wäre. In den Zähringer Städten hatte der Steinmetz höchstens Blossenquadern zurechtzuhauen, in Münster wetteiferten die Nachbarn darin, die Haussteine der Giebel bis oben hinauf künstlerisch auszugestalten, fast ins Unmögliche! Längst hat die Baupolizei an der 1612 errichteten Fassade meines großelterlichen Hauses das Halbrad zu oberst am Giebel und auf den Staffeln die Obeliskten entfernen lassen.

Auch das münstersche Bogenhaus ist wie das Bürgerhaus von Osnabrück aus dem westfälischen Bauernhaus entwickelt worden, von dem es sich durch den vorgelegten Laubengangteil unterscheidet. Hinter den Geschäftsräumen lag in beiden Fällen die überaus hohe und dunkle Küche und die Treppenanlage. Den Abschluß nach hinten bildete ein Zimmer, das von der Rückseite Licht erhielt, dann ein Gang in den kleinen Hofraum, über dessen Verwendung seinerzeit in Münster der Streit mit den Domherrn entstanden war.

Die münstersche Bauweise nützte den Raum gründlichst aus. Jedes Haus wurde unterkellert. Zwischen den Säulen der Bogenhalle beginnend führte jeweils eine Steintreppe in den Keller. Sie wurde, wenn sie nicht in Benutzung war, durch einen Bretterdeckel verschlossen. Ließ man aber ein Faß auf der Schrotleiter hinunter, oder wurde das auf der Straße zersägte Brennholz hinuntergeworfen, blieb den Passanten nichts übrig, als die Lauben zu verlassen und den Fall auf der Straße zu umgehen. Schließlich hat aber das Publikum zum Nachteil des Eigentümers gesiegt. Die Kellereingänge sind fast alle verschwunden. Im Erdgeschoß sah ich noch hie und da eine „Feiltüre“ in Form eines Brettes, das, heruntergelassen, das Vorlegen und Verabfolgen von Waren gestattete. Diese Form von Ladenbänken hat sich am längsten noch bei gleichartigen Waren, so in Bäckereien erhalten. Alle Markthäuser waren nicht sehr tief, die Verkaufsräume konnten daher nicht sehr groß sein. Aber damals kannte man noch nicht das Vielerlei der Sorten, auch fraßen die Schaufenster und Auslagen der Textilgeschäfte noch nicht so großen Raum wie heute. In meinem großväterlichen Hause, in dem seit 1796 die Kolonialwarenfirma Johann Joseph Schulte geführt wurde, die erst vor wenigen Jahren erlosch, war „unter den Bogen“ noch ein einfenstriges Zimmer vorhan-

den, wo die Familie zu Mittag aß. Sie konnten von der reizenden Stube aus den Verkehr unter den Bogen und auf dem Markte verfolgen und zugleich das Gebaren im Geschäft überwachen. Meine Großmutter aber — ich habe sie leider nicht mehr erlebt — stand öfter unter der Ladentüre mit einer langen Pfeife im Munde! Welch unbeabsichtigte Reklame! Ein Bremer Keder, der mit der Firma in Beziehung stand, hat nach der klugen, großzügigen Frau ein Schiff benannt. Ein Bild der „Marianne“ hing in meinem Elternhause. Die Wohnräume lagen in den beiden Obergeschossen.

Die münsterschen Bauschreiner verstanden sich darauf, schöne Treppen in den engen Raum einzufügen. Hinter dem eigentlichen Wohnhause lag bei den Bogenhäusern in dem einst vom Bischof eingeräumten Teil des Immunitätsgrabens niedrige Lagerräume, Waschküchen, selten ein grüner Fleck. Mein Onkel hatte, bei der Ausdehnung seines Geschäftes, außerhalb des Marktes noch besondere Lagerräume.

In Breslau sah ich später auf dem prächtigen Ringe außerordentlich tiefe, bis zu einer anderen Straße reichende „Durchhäuser“, die auch Stallungen und Wagenschuppen enthielten. Das entsprach einem Großhandel in raumfressenden Waren und eigenem Anteil am Transport. In den münsterschen Bogenhäusern aber gab es keine Pferdeställe, wurde auch kein Rindvieh gehalten, mit einer einzigen Ausnahme. Die Schenkwirtschaft Uckelmann hatte einen Stall und einige Milchkühe.

In der Zeit der Marktanlage war sicher wie in Osna-brück die Leinwand die Hauptware der Ausfuhr. Sehr früh ist auch ein Weinhändler nachzuweisen. Die Einfuhr von Wein beschäftigte später viele Kaufleute. Ich fand in dem fürstbischöflichen Kalender für 1796 hochfürstliche Agenten

in Bordeaux, Cette, Havre und Nantes. Das deutet auf Wein und Südfrüchte. Leinen-, Wein- und Spezereihändler hatten in den Bogenhäusern Platz, nicht aber Viehhändler. Gerade diese sind im mittelalterlichen Fernhandel öfter nachzuweisen.

Ich vermag nicht zu glauben, daß in den Bogenhäusern viele Gewerbetreibende ihre Arbeitsstätte hatten, sicher einzelne. Ich fand in früherer Zeit dort Kürschner und Pfeilschifter. Ohne Zweifel waren die Räume als Arbeitsstätten für Lohgerber, Weber, Metallarbeiter, Schreiner, Wagner und andere Gewerbe ungeeignet. Nicht die Produktion wog hier vor, sondern der Handel. Es war das Heim von Krämern und Kaufherrn. In dem Zuge der Bogenhäuser gab es außer der Marktkirche keine Kirchen, Kapellen, Klöster oder Beginenhäuser.

In vielen Städten sind bürgerliche Laubengänge erhalten im übrigen deutschen Sprachgebiete, in Italien und in Frankreich. Ich habe nicht wenige selbst gesehen, eifrig bin ich der Literatur nachgegangen, doch einen Säulengang habe ich erst nach vielen Mühen in weiter Ferne gefunden.

Bei der Umschau nach Vorbildern sind nur ältere oder annähernd gleichzeitige Bauten zu berücksichtigen. Zweitens müssen die auf Pfeilern errichteten Laubengänge ebenso ausscheiden, wie öffentliche Einzelbauten als da sind Rathäuser, Tuchhallen usw. Es gibt meines Wissens keine diesbezügliche, über große Gebiete sich erstreckende Untersuchung. In Westfalen finde ich hie und da Einzelhäuser, aber sie haben Pfeiler (Soest, Marktstraße 7). In deutschen Kolonialstädten, in denen sich Arkaden finden, sind diese sämtlich von Pfeilern, nicht von Säulen gestützt, zudem sind sie alle jünger. Wohl fand ich in Frankreich ganz alte gewölbte Laubengänge, so die 1144 in Montauban erbauten, unter

denen sogar Doppelarkaden vorkommen, doch ruhen sie alle auf Pfeilern. Nirgends fand ich jedoch Laubengänge auf Säulen verschiedener Bestker.

Recht alt sehen die Tiroler Laubengänge aus. Es lohnt sich, an ihnen die Unterschiede zu Münster klarzumachen. Ich habe die von Bozen, Meran, Sterzing und Innsbruck gesehen, allerdings ohne die Fragestellung klar vor Augen zu haben. Meiner Erinnerung nach haben sie alle dicke, viereckige Pfeiler, tragen Gewölbe, auch sind die dahinter liegenden Verkaufsräume gewölbt. Der Fußboden der Laubengänge ist, da die Gassen recht eng sind, über dem Pflaster meist um mehrere Stufen erhöht. So spricht der Gassen schmutz, wenn ein Wagen unten durchfährt, nicht in die Gewölbe hinein. Die Häuser haben keine Giebel, die sich nach oben malerisch auflösen, sondern stellen die eine Traufseite zur Gasse und schließen den Aufbau geradlinig ab. Ein frischer Lebenswind wird durch eingefügte Erker in das Straßenbild gebracht. Erker fehlten früher in Münster gänzlich. Die Pfeiler haben mit Rücksicht auf den Seitendruck der Gewölbe ziemlich große Ausmaße, was dem Lichte hinderlich ist. Hier herrscht die altüberlieferte Wölbekunst. Das münstersche Laubenhaus ersetzt das Gewölbe durch eine flache, von heimischen Eichenbalken getragene Decke und beschränkt damit den Seitendruck auf die Fassadenreihe. Da in Tirol die Baugründe viel tiefer waren als in Münster, ermöglichten sich Lichthöfe, mitunter mehrere hintereinander. In der Regel führt eine besondere oft kunstreiche Züre in das Innere, in die oberen Räume und zu den aus Stein oder Holz kunstvoll erstellten Galerien und Treppen. Alles das ruft malerische Wirkungen hervor. Wer in Tirol nicht bis in diese Bauteile vorgedrungen ist, kennt dieses bewegte Spiel von tiefstem Schatten und strahlendem Lichte nicht. Wer sich

vollends mit den Ständen der Obstverkäufer in den Lauben und ein paar Landestrachten begnügt, hat das Reizvollste nicht gesehen. Ich habe nicht genau darauf geachtet, ob es hier Häuser ohne gemeinsame Brandmauer, also mit zwei Pfeilern nebeneinander gibt, was natürlich technisch möglich wäre. In diesem Falle wäre eine langsame Entstehung der Laubengänge denkbar.

Auch die Westschweiz kennt Lauben. Die große noch nicht vollendete Publikation der Schweizer Bürgerhäuser weist auf Pfeiler gegründete Lauben im Erdgeschoße auf, doch soweit ersichtlich, alle mit flacher Decke und nie in langer Flucht, so in Burgdorf, Büren, Biel, Erlach, Neuenstadt und Thun. Überall ist die Trauffseite der Straße zugewendet. Die meiste Ähnlichkeit mit der münsterschen Anlage zeigt Bern, das ein Zähringer 1191 begründete. Beide Städte haben nicht quadratische Märkte, gleich denen der Kolonialstädte. Wie in Münster die Domimmunität zu einer geschwungenen Marktstraße zwang; so wurden in Bern auf der Halbinsel zwischen den Steilufeln der Aare von dem schmalen, leicht zu befestigenden Halse mehrere Parallelstraßen zur Zunge vorgetrieben. Die breiteste erhielt als Markt Laubengänge auf schweren Pfeilern, doch keine Gewölbe und keine Steilgiebel. Kleine Durchgänge führen in die Seitenstraßen. Es entstand eine sehr ansehnliche Straße, doch fehlt ihr die Grazie des Marktes zu Münster. Man ahnt auch drinnen die Wehrhaftigkeit der Stadt und ihre politische Zukunft.

Es ist ein großes, sehr großes Wagnis, wenn ich in weiter Ferne auf die Suche nach einem Vorbilde gehe, das bei dem Bau der Bogengänge als Anleitung gedient hätte. Ist bin mir dessen sehr wohl bewußt, daß in Deutschland oder jenseits der deutschen Staatsgrenzen im Süden oder Westen

ein vor 1160 erstelltes Vorbild, das mir, trotz eifrigen Suchens, entgangen ist, nachgewiesen werden und die folgenden Ausführungen zunichte machen kann.

Was ist zu suchen? Eine Flucht von Privathäusern, die an der Straßenseite im Erdgeschoß Laubengänge haben, die auf steinernen Säulen Bögen haben, dahinter aber flachgedeckte Räume. Von den Säulen können die Ecksäulen auch gemeinsames Eigentum zweier Besitzer sein. Nicht die Formen der jetzigen Architekturteile dürfen entscheiden, sondern die Möglichkeit, daß sie Ersatz für frühere, aber technisch gleichwertige sein können. Es scheiden also alle auf Pfeiler gegründete, gewölbte Bogengänge und alle selbständigen Bauten aus. Es muß aber weiter wenigstens die Möglichkeit bestehen, daß das Vorbild einmal auf eine in Münster einflußreiche Persönlichkeit einen tiefen Eindruck gemacht haben könnte.

Die Nachbarstadt Benedigs, Padua, habe ich leider nicht selbst gesehen, aber in Reisebüchern werden immer die Arkaden der engen Straßen hervorgehoben. Was ich an Bildern sah, zeigt wiederum nur Pfeiler. An dem Riesebau des Salone (Palazzo della Ragione) sind die Säulenarkaden eine jüngere Zutat von 1306. Solche fand ich auch an einzelnen älteren Palästen, nicht aber auf den Marktplätzen.

Meine Hoffnung, ein Vorbild in Ländern zu finden, wohin schon 1160 Deutsche als Ritter, Studenten, Pilger kamen, war fast geschwunden. Da wies mich in einem Gespräch der Münchener Professor der Kunstgeschichte Hans Janßen auf Sanjago di Compostela hin, dort gebe es solche Laubenstraßen.

Der Reiseführer gab nur „Arkadenstraßen“ an. Meine Hoffnung wuchs, als ich in den Stadtkarten Spaniens in

dem Werke^o von Oskar Jürgens in Sanjago an der Rua de Villar volle Reihen von Arkaden eingezeichnet fand, unvollständiger an der parallellaufenden Rua Nueva. Sie sind noch heute die Hauptgeschäftsstraßen der Stadt. Da sie auf die Kathedrale zuführen, in der nach schlecht bezeugter, heute allseitig aufgegebenener Legende die Gebeine des Apostels Jakobus ruhen, mußten sie in der Blütezeit dieser Wallfahrt einen äußerst starken Besuch aufzuweisen gehabt haben. Sanjago war lange Jahrhunderte hindurch nächst Jerusalem und Rom der besuchteste Wallfahrtsort der Christenheit. In jenen beiden Städten verteilten und verteilen sich die Pilger auf viele Heiligtümer. Sanjago hatte nur ein einziges. Für Wallfahrtsorte mit zeitlich festgelegten Pilgerzügen genügt es den Händlern, wenn für diese Tage hölzerne Ladentische aufgeschlagen werden. In Compostela kamen aber die Pilger zu allen Zeiten unregelmäßig. Wer den Seeweg gewählt hatte, hing vom Winde und der gefährlichen Fahrt durch den Biskayischen Meerbusen ab. Die Fußgänger und Reiter aber haben sehr unterschiedliche Geschwindigkeiten. Es gab verschiedene Straßen, die sehr reichlich mit Spitälern und frommen Stiftungen versehen waren. Doch auch da traten Hemmungen und Stauungen auf. Immer war wohl in Sanjago eine stattliche Pilgerzahl, für die später (1489) das spanische Königspaar das höchst umfangreiche Hospital Real erbaute. Da genügten hölzerne Schranken nicht. Verkäufer und Käufer suchten Schutz vor Regen und Sonnenbrand. Es entstand eine Laubenstraße, in der die Pilger sich Andenken, auch Lebensmittel und Kleidungsstücke kaufen konnten. Bald war die Rua de Villar zu klein, denn in der Rua Nueva, die nicht so geschlossene Arkadenreihen

^o Oskar Jürgens, *Aber spanische Städte, ihre bauliche Entwicklung*, 1926.

hat, erbaute schon 1150 der Erzbischof Diego Gelmirez, ein Hauptförderer der Wallfahrt, eine Kirche.

Zwei Abbildungen erwiesen die Rúa de Villar in der Tat als eine Straße von Laubengängen, die auf Säulen ruhen und nicht gewölbt sind. Völlig klar ist das kleine Bild aus Dieulafoy, Geschichte der Kunst in Spanien und Portugal (1913) Seite 237⁹. Es zeigt die Straße in der Richtung auf die Kathedrale, am genauesten ein wappengeschmücktes Haus mit weitgestellten Säulen, die Spitzbogen tragen. Im Unterschiede zu Münster sind die Giebel nicht der Straße zugewandt. Mein Kollege Prof. Dempf, der jüngst in Sanjago war, bestätigte in eingehender Unterhaltung die hier entwickelte Auffassung. Beiläufig erwähne ich, daß heute vielfach der Einfluß der Kunst in der Richtung Sanjago — Südfrankreich (Toulouse) angenommen wird, nicht umgekehrt. Der Engländer Arthur Kingsley Porter¹⁰ vertritt die Ansicht, daß dies mit den Pilgerzügen nach Sanjago zusammenhänge. Er nimmt auch Einflüsse bis Westfalen an.

Mündlich sagte mir Professor Geisberg, daß der Figurenschmuck im Paradies des münsterschen Domes auf einen an der Kathedrale von Sanjago hinweist. Doch fällt das in den Anfang des 13. Jahrhunderts (um 1220).

Wie stand es denn mit der Verehrung des heiligen Jakobus in Westfalen? Sind Pilgerreisen nach dem fernen Sanjago festzustellen?

Auf dem Domplatz in Münster wird im Jahre 1207 die Jakobikirche als bestehend erwähnt. Sie war die Pfarrkirche für die Domimmunität. Zibus¹¹ brachte meines Er-

⁹ Bild aus Dieulafoy, Geschichte d. Kunst in Spanien u. Portugal, 1913.

¹⁰ Arthur Kingsley Porter, Romanische Plastik in Spanien (I. 52 f. 88).

¹¹ Zibus, Die Stadt Münster, S. 77 u. 95.

achtens mit Recht ihren Bau mit dem Abbruch des westlichen Teiles des alten Dodoschen Domes und dem Baubeginne des jetzigen Domes in Zusammenhang. Diesen Zeitpunkt setzt er etwa mit 1160 beginnend an. Es war demnach Bischof Friedrich II. von Are, der ihn begann. Irgendwie muß auch der Priester Landolf an dieser Gründung beteiligt sein; denn dieser war ein ganz besonderer Verehrer des heiligen Jakobus, der für die Verehrung dieses Apostels nicht weniger als drei Stiftungen machte. Die eine bei den Prämonstratensern in Kappenberg, dann bei den Damen in Überwasser und den Zisterzienserinnen in Agidii. Diese Frauenkonvente übernahmen es am Jakobstage, die Lebensgeschichte des Heiligen zu singen. Landolf stiftete da nicht nur für sich eine Memorie, sondern auch für seinen Herrn, den Nachfolger Reinalds von Dassel in der Dompropstei, Bernhard aus dem Geschlechte der Edelherrn von Steinfurt, der von 1169 – 92 nachzuweisen ist. Man darf wohl als sicher annehmen; daß dieser Landolf, der ein begüterter Mann war, selbst die weite Pilgerfahrt gemacht hat.

Ein westfälischer Bischof, Anno von Minden, hat im Jahre 1175 eine Pilgerfahrt großen Stiles unternommen und unterwegs für seine Mindener Domkirche Gebetverbrüderungen erneuert oder neu abgeschlossen. Die Urkunden über deren Abschluß sind erhalten. Der Bischof Anno Graf von Blankenburg, der mit seinen Kaplänen dem Priester Reinhold und dem Subdiakon Nithung lauter altberühmte Kirchen aufsuchte, erzielte solche Verträge mit den Klöstern Gorze (Bistum Metz) und Cluny (hier auch für die von dort abhängigen Klöster), dann St. Gilles nahe der Rhonemündung, St. Martin in Tours, St. Denis in Paris, dann einem Kloster, das durch Meer und Land weit getrennt war — Petrus Annalcarium abbas — das ich aber leider nicht

nachweisen kann — und endlich mit dem Kapitel von Sanjago di Compostela. Der Wallfahrtsheilige St. Gilles war in Münster so bekannt, daß man nicht von der Agidiistrasse sprach, sondern von der „Sünt Ilgenstrote“. Ein zwischen 1169 und 1112 entstandener Bericht erzählt eine wunder-same Heilung eines im Bischofshofe ertappten, als Dieb von den Dienern schwer mißhandelten Mannes, der dem Tode nahe war, durch den heiligen Ludgerus. Er konnte alsbald eine Wallfahrt nach Sanjago antreten¹².

Weitere Beweise für die wachsende Verehrung des hl. Jakobus liefern die Patronate neu begründeter Kirchen. Aus bischöflichem Entschlusse entstand in Coesfeld neben der Pfarrkirche vor 1195 die dortige Jakobikirche. Lippstadt erhielt eine Jakobikirche, Aachen eine Jakobskirche (1165 bekannt), Soest hatte ein Jakobitor. Kampschulte¹³ zählt 14 Patronate von Kirchen und Kapellen in Westfalen auf.

Die Bewohner der britischen Inseln waren besondere Verehrer des hl. Jakobus. Die Witwe Kaiser Heinrichs V., die englische Königstochter Mathilde, machte unmittelbar nach dessen Tode eine Wallfahrt nach Sanjago. Auch Heinrich der Löwe zog nach seinem Sturze 1184 mit seiner Gattin, gleichfalls einer englischen Prinzessin, dorthin.

Wie stark der nordwestliche Teil Deutschlands von der Wallfahrt ergriffen wurde, zeigte sich im zweiten Kreuzzuge 1147. Zu Schiffe brachen Rheinländer von Köln auf, vereinten sich im Hafen von Dartmouth mit Engländern. Zu ihnen stießen noch Bretonen. Ein Sturm zerstreute die 164 Schiffe. Deutsche Kreuzfahrer benutzten die Zeit, die zur Sammlung der Flotte nötig war, um nach Sanjago zu pilgern. Der König von Portugal erbat ihre Bundes-

¹² Münstersche Geschichtsquellen 4, 246.

¹³ K a m p s c h u l t e, Kirchenpatronien, S. 149 f.

genossenschaft und belagerte und bezwang mit ihrer Hilfe Lissabon. Die Quellen nennen nur wenige Namen. Wenn darunter auch kein Westfale ist, kann man doch mit Sicherheit annehmen, daß auch solche an dem Kreuzzuge beteiligt waren.

Von der Verehrung des hl. Jakobus legt eine etwas jüngere Zeit (1240 – 50) das klarste Zeugnis ab, in Wandgemälden in der Pfarrkirche zu Linz am Rhein. Dort ist die Pilgerfahrt zum heiligen Jakobus dargestellt. Eine große Zahl von Pilgern, auch Frauen ziehen voll gläubigen Eifers über Berg und Tal¹⁴, meist zu Fuß.

Ist es nach alledem so unwahrscheinlich, daß auch Bischof Friedrich, dessen Liebe zu großen Heiligen uns bekannt wurde, mit dem Pilgerstabe in der Hand, sei es als münsterscher Domherr, sei es als Bischof, Sanjago aufgesucht hat, und die Rúa de Villar im Gedächtnis behielt?

Einer Möglichkeit kann ich nicht bis zu Ende nachgehen. Von 1150 bis gegen 1320 waren die Messen in der Champagne der Mittelpunkt internationalen Handels. Sie verteilten sich in sechs Messen auf die vier Orte der Champagne Provinz, Lagny, Bar sur Aube und Troyes. Die Verkaufstage waren von denen des Auspackens und denen der Zahlung umrahmt. Diese eingeschlossen war es ein fast völlig durchlaufendes Meßsystem. Die Champagne teilte die Vorteile der Lage von Paris, ohne den Gefahren der Politik der französischen Könige zu unterliegen. Der Anschluß der Grafschaft an das Königreich führte sofort den Sturz herbei. Es sind für die Meßzeiten viele Gebäude für Warengattungen, landmannschaftliche Verbände eingerichtet worden, auch für die Allemands, so gab es im Troyes und Provinz „deutsche

¹⁴ Paul Elemen, Die romanischen Monumentalmalereien in den Rheinlanden.

Gassen". Östlich des Rheines sind Verbindungen dahin mir außer Lübeck nicht bekannt. Den Bauten für Messeorte hat, soweit ich sehe, niemand ein Interesse zugewendet. Wer hat dem Messhause in Nördlingen Interesse abgewonnen? Wo ich jetzt die Champagneorte in der „France pittoresque“ durchsah, fand ich wohl dem Handel dienende Gewölbe, aber nirgends einen Säulengang. Nur in Bar finde ich zwei alte Häuser à porche (Portikus) erwähnt (Rue nationale 95 u. 107). Ob Pfeiler oder Säulen? Doch ist das ungenügend. Die münsterschen Bogenlauben sind nicht für Messerverkehr von Fremden, sondern für den Handel Ortseingesessener errichtet.

Ich würde es durchaus verstehen, wenn jemand meine Gedankenfolge, die in das ferne Spanien führt, ablehnen würde. Aber ich würde, wenn der Zweifler kein anderes Vorbild nachweisen könnte, vaterstädtischen Stolz empfinden, daß in Münster selbst der Gedanke der Marktanlage, gleich groß an Kühnheit, Schönheit und an Gemein Sinn entstanden ist.

Ganz vergessen ist es heute, daß einst auf dem Domplatz zwei Heilige — die in fernen, christlichen Reichen Landespatrone wurden — lokale Patronate hatten. Der Landespatron Spaniens St. Jakobus in der Pfarrkirche, in der Nikolauskapelle Norwegens Landespatron der heilige Olaf, sein erster, christlicher König. Die Michaelis-Kapelle galt dem Patron der Deutschen.

Das System der münsterschen Märkte umfaßte außer dem Prinzipalmarkt noch den Roggenmarkt und den „Alten Fischmarkt“. Die Viehmärkte fanden vor den Toren statt. In dem Stadtteil „Überwasser“ gab es einen kleinen Wochenmarkt. Die drei großen Jahrmärkte wurden innerhalb der

Domimmunität abgehalten. Der eine fand am Feste des heiligen Paulus statt, die beiden anderen „Sende“ an den Terminen, zu der der Klerus des Bistums und die sendepflichtigen Laien sich zu einer kirchlichen Synode zusammenfanden.

Bei den beiden mit Bogenhallen versehenen Märkten wurden die Säulengänge nicht überall durchlaufend aufgeführt. Auf dem Prinzipalmarkt fielen sie fort, und wurden die Häuserfronten zurückgerückt, wo die Stadtwage lag. Noch in meiner Kinderzeit gab es eine für ganze Wagenladungen eingerichtete Brückenwage. Das Mittelalter kannte keine Dezimalwagen, man brauchte daher schwere, breite und hohe Konstruktionen.

Der Getreidemarkt, „Koggenmarkt“ genannt, auf dem ich noch Kapswagen sah, mußte auf viele Bauernwagen und durchaus unregelmäßigen Besuch rechnen. So blieb die eine Straßenseite ohne Laubengang.

Auf dem Fischmarkt endlich würde ein Laubengang das, was niemand liebt, festgehalten haben, den Fischgeruch.

Die Bildung eines Rates als Verwaltungsbehörde und als Träger der Gerichtsbarkeit schuf in allen Städten Rathhäuser. Überall wurde für sie ein besonders günstiger Platz ausgesucht. Münster aber gab ihm tatsächlich und symbolisch die beste Lage. Es wurde dem Michaelistore gegenüber angelegt. Das bischöfliche Gericht hatte und behielt seinen Platz vor dem „Paradiese“. Bei starkem Regenwetter, wenn die Linde keinen Schutz mehr bot, zog sich das Gericht wohl in diese ursprünglich offene Halle zurück. Das städtische Gericht verhandelte unter dem offenen Bogen des neuen Rathhauses. Die bischöfliche Residenz, dann auch die weltliche Verwaltung des Bistums schlugen bald ihren Sitz an der inneren Ecke des Michaelistores auf, die der Ecke meines Elternhauses

schräg gegenüberlag. Es ist nicht denkbar, die beiden Gewalten näher beieinander unterzubringen.

In gründlicher Untersuchung hat Max Geisberg in dem heutigen Rathaus das ins Ende des 12. Jahrhunderts zurückgehende Steinwerk der Ratskammer nachgewiesen. Der spätere Bau schob sich ihm zur Straße hin vor und es entstand auch hier eine Bogenhalle, wie sie das „Paradies“ schon besaß. Hier wie dort wurde das Gericht öffentlich abgehalten. Es ist weiterhin leicht möglich, daß schon von vorneherein eine Rathauhalle bestand. Auch andere westfälische Städte hatten an oder in ihrem Rathause auf Säulen gegründete Hallen, mit oder ohne Eckpfeiler. Soest, Dortmund, Paderborn, Minden u. a.

Das münstersche Rathaus umfaßte zunächst fast alle städtischen Betriebe. Später errichtete der Rat für manche von ihnen eigene Gebäude, doch blieben sie alle in nächster Nähe. Heute ist das Rathaus zu einem Repräsentationshause geworden, dem sehr wenige andere Städte etwas Gleiches an die Seite stellen können. Lange blieb es Sitz der beiden städtischen Gerichte und der Ratskammer. Auch die Rüstkammer wanderte nicht ab, schon aus dem Grunde, weil Christoph Bernhard den Kriegsdienst der Bürger durch den von Söldnern ersetzt hatte. Die einstigen vier Dachböden dienten als Lager von Waren und Vorräten, Eigentum der Stadt oder von Bürgern. Ich erinnere mich noch dunkel, im Mittelteil des Giebels die drei mit Fenstern geschlossenen Pforten gesehen zu haben, zu denen die heraufgezogene Ware hereingeholt wurde. Die Wage wanderte 1615 in das umgebauete, nächste Nachbarhaus. Die beiden das Rathaus flankierenden Gassen führten in den weiten, hinter dem Friedenssaal liegenden Raum. Durch die Vertreibung der Juden war dieser zum Teil frei geworden und gab der

Schreiberei, dem Archiv und der wichtigen Finanzbehörde, dem Grutamt, Raum. Die Zusammensetzung der Grut festzustellen ward mir durch einen glücklichen Fund möglich. Das Grutamt war eine reiche Einnahmequelle. Der Name rührt von der altsächsischen Biersorte her, aber auch die fremden und neueren Sorten unterstanden ihm. Die Akzise auf Wein und andere Sachen stand dem Weinamte zu. Auch das Gefängnis wanderte in diesen Raum hinter dem Rathause ab, da lag außerdem an Stelle der einstigen Synagoge der Ratstall. Der Name Syndikatgasse weist auf die einstige Dienstwohnung des Stadtsyndikus, später des Stadtrichters hin. Abgewandert waren Stadtkeller und Stadtlegge, die der Prüfung der Hauptausfuhrware, des Linnens, diene. Heute steht an ihrer Stelle, ihre schöne Architektur festhaltend, das Verwaltungsgebäude. Seit 1661 bezogen am Rathause landesherrliche Soldaten die Hauptwache. Ein Zeichen des Sieges über die Stadt.

Nur eine vom Räte entwickelte Behörde, das Schauhaus, in dem die übrigen Waren außer Linnen und Lebensmitteln geprüft wurden, wanderte auf den Alten Fischmarkt (Nr. 27). Dort wurde das Schauhaus der Sitz der jüngeren Behörde — der Gesamtgilde. Im Rathaus und Schauhaus verkörperten sich die Gegensätze zwischen den Geschlechtern, die zunächst noch die Leitung der Stadt ausschließlich in Händen hatten, den Nachkommen der alten Kaufmannsfamilien, die Fernhandel trieben und erblich den Rat allein besetzten, einerseits und den 17 Gilden der Gewerbetreibenden und Handwerker andererseits. Die Kämpfe waren hart. Ein münsterscher Chronist des 16. Jahrhunderts nennt das Schauhaus „die Synagoge des Satans“. Die Häuser der einzelnen Gilden waren über die Stadt zerstreut, doch die vornehmste Gilde suchte den Schatten der Lambertikirche.

Im Krameramtschause ist am Kamin die Inschrift zu lesen: „Ehr ist Dwang gnog“. In wenig Worten sagt sie viel: Ehre ist die Grenze des Eigennukes.

Seit Jahrhunderten haben große Künstler sich mit dem Probleme von Bauprogrammen zur Anlage von Städten oder doch Stadtteilen beschäftigt. Es ist die höchste Aufgabe, die einem Architekten gestellt werden kann. Viele Wunderwerke gelangen. Andererseits wurden die Gefahren des Schematismus nicht immer vermieden. Wer in Karlsruhe gelebt hat, kennt die Schattenseiten einer Strahlenstadt, wer Mannheim kennt, hat die Nachteile einer Würfelstadt erlebt. Doch hat sein Grundriß alte Vorbilder. Es ist ein halbes Jahrhundert verflossen, seit ich in Straßburg einen Studenten Johannes Frits an der Arbeit sah, die Typen der mittelalterlichen Stadtanlagen im deutschen Kolonialgebiete festzustellen. Seitdem ist eine umfangreiche Literatur entstanden. Nicht selten waren die Stadtbeogründer an nichts gebunden, und lösten die Frage auf das einfachste mit einer Würfelstadt. Ich erlebte Breslau, das nur an der Oder und der Ohle einige noch heute nachwirkende Bindungen hatte.

Wie vollzog sich der Städtebau im münsterschen Marktgebiete? Er hielt sich an die altüberlieferten, sämtlich leicht geschwungenen Wege, von denen nur die nach Dortmund gerichtete „Königstraße“ und der „Alte Steinweg“ sich durch Breite und geminderten Schwung abheben. Bei der Marktanlage gab das Halbrund der Domimmunitätsmauer die Richtung an. Sie ist weicher als die Anlagen der Ringstraßen in Köln und Wien, die auf dem alten Festungsglaciis errichtet wurden. Da handelt es sich auch nicht um Marktplätze. In den Kolonialstädten der Würfelform schuf man aus einem der Würfel einen weiträumigen Marktplatz, den man „Ring“ benannte, obwohl ich keine Spur einer Run-

dung finden konnte. Seine oft gewaltige Ausdehnung war ein Programm und blieb es mitunter. In Münster schonte man das Alte — auch Drubbel und Lambertikirche — und brachte die Einheit des Grundgedankens der Bogengänge mit der Vielheit der Ausgestaltung der einzelnen Giebel nach dem Geschmacke des Besitzers in eine wundervolle Synthese. Man handelte nach dem Grundsatz: Im Notwendigen Einheit, im übrigen Freiheit. Wer in modernen Großstädten einen Platz betritt, übersteht ihn schnell in seiner Gesamtheit. Man staunt einen Moment über die monumentale Anlage, dieser Eindruck wird durch die Breite der schier endlos scheinenden einmündenden Straßen gesteigert. Dann wenden sich die Gedanken anderem zu.

Am Prinzipalmarkt gab es nur einen, zwar vieles, aber durchaus nicht alles beherrschenden Blickpunkt. Wer vor dem Rathaus steht, genießt nach Süden hin den vollen Überblick; dort stand einst der Kaak, der Pranger. Umfassender noch ist der Blick nach Westen und Norden. Westlich grüßen die grünen Laubkronen der Linden am Domplatz herüber und die Konturen bedeutender doch ganz anders gearteter Bauten. Es ist gleichzeitig eine Einladung in die Natur, wie zu den Arbeitsstätten der Autoritäten.

Nach Norden schweift der Blick über die Reihen stolzer Giebelhäuser. Die nach Osten gerichtete Zeile biegt langsam ab. Ihr Ende ist nicht zu übersehen. An der anderen Seite neben dem Rathaus das Stadtweinhaus. In meiner Jugend kam dort noch in der Hauptwache der militärische Grundzug des preussischen Staates zur Geltung. An diese Stelle knüpft auch mein frühestes, geschichtliches Denken an. Eines Abends Klang der Trommelwirbel des Zapfenstreiches anders als sonst. Das im vierten Lebensjahre stehende Bübchen wachte auf, und der Vater deutete ihm den Vorgang: „Der König

ist gestorben". Es war Friedrich Wilhelm IV. († 2. Januar 1861). An das Rathaus schließt sich der einzige private Großbau fast an, zu dessen Gunsten 1844 drei der schönen Giebelhäuser abgebrochen wurden. Eines dieser drei hieß „In des Kaisers Krone“ und war im Besitze der Familie Wesseling, der ich auch in meinem Stammbaum begegne. Dieser „Neubau“ wirkt als Fremdkörper durch seinen horizontalen Abschluß. Nur in dem gotischen Bogengange hielt er an dem Charakter des Marktes fest. Der Gasthof Zum König von England wurde ein Warenhaus.

Der damalige Abschluß des Marktes war noch reizvoller als es der heutige ist. Zwar ist der hochstrebende Steinbau der Lambertikirche mit seinem reichen Schmuck geblieben; aber an Stelle des alten, gewaltigen, mit Ziegeln gedeckten Gesamtdaches ist ein Schieferdach getreten, das in eine Ebene vereinigt, was in den Kirchen mit Seitenschiffen natürlich sich auf zwei Höhenstufen verteilt. Eine Täuschung wurde hervorgerufen, um die höchste Dachfirst niedriger legen zu können. Es ist eine widernatürliche Lösung. Hilger Hertel der Ältere verschob den Akzent der Höhe und Größe von der Kirche in den Turm. Der alte Lambertiturm hatte, wie es der Zeit der Begründung dieser ersten Pfarrkirche entsprach, als Basis ein kleines, fast schmuckloses Quadrat ohne Strebepfeiler. Die folgenden Jahrhunderte des Aufschwunges hatten immer reicher geschmückte Geschosse darauf gesetzt. Mit einem Steinhelm den Turm abzuschließen hatte man nicht gewagt. Auch war es erwünscht, dem städtischen Nachwächter droben einen freien Umgang und eine wettersichere Stube zu verschaffen. So war eine in Holz aufgeführte, mit Platten gedeckte Haube entstanden. Der kühne Bau hatte sich nach Nordwesten etwas gesenkt. Ihn zu stützen hatte man einen riesigen Einbau von Eichenbalken hochgeführt. Draußen

hingen die Käfige der Wiedertäufergebeine als grausiges Wahrzeichen. Ein Abbruch des Turmes war freilich unvermeidlich. An seine Stelle trat ein korrektes Gegenstück zu den Türmen der beiden größten deutschen Pfarrkirchen, der in Freiburg in Breisgau und in Ulm. Doch im Gegensatz zu diesen prägte sich, wenigstens meinem Gedächtnis, kein Bild des Ganzen oder auch eines Teiles ein. Der Turm hat zu wenig Eigenartiges. Er ist sicher ein in sich überdachtes Kunstwerk, aber ich ziehe die alte Silhouette vor. Sie hatte Bewegung, Leben, Geschichte!

Der Prinzipalmarkt teilt mit dem Bonner Markte einen Vorzug, der freilich im Zeitalter des Automobiles eher ein Nachteil genannt werden kann. Es kommt auf den Gesichtspunkt an! Man sieht in viele Straßen hinein, ohne aber je ihre Tiefe zu ergründen. Der Bonner Platz stellt sich, von der Rathausstreppe gesehen, wie ein Zimmer dar. Man muß einmal an diesem beherrschenden Punkte am Ende eines studentischen Fackelzuges gestanden haben, wenn die Studenten durch den Pechrauch ihre brennenden Fackeln in hohem Bogen zusammenwarfen.

Auch die münstersche Illumination sucht ihresgleichen. Der Schwung der Lampions an den Reihen der Bögen ruft den Beschauer zum Wandern auf, um all die Giebel zu betrachten, die schwankend beleuchtet, sich gegen den dunklen Nachthimmel abhebend, phantastische Gestalten annehmen.

Die neuere Zeit hat durch den Turmbau des städtischen Verwaltungsbaus der Lambertikirche einen reizenden Gegenpol gegeben. Für den Marktplatz ward die Unregelmäßigkeit des gegebenen Raumes zum Segen. Nicht flügelnder Verstand schuf ihn, nicht mathematische Erwägung. Die romanische Kunst kannte das noch nicht. Die Erbauer wiesen aber schon den Weg zur Gotik, zum Aufstreben der Einzelgiebel zum

Himmel empor. Schon die Säulenhalle löst, wiewohl eine horizontale Anlage, die getragene Last der Anlage in etwa auf. Die schmalen Giebelfronten vertraten von vornherein das vertikale Grundprinzip der Gotik. Das Straßenbild des Prinzipalmarktes nimmt jeden Besucher gefangen. Es predigt Vergangenheit und dient der Gegenwart. Da schon der Begründer das Alte schonte und seinen Plan entsprechend einrichtete, schuf er, vielleicht unbewußt, eines der schönsten Städtebilder in deutschen Landen.

Das Los des Domplatzes ist trauriger. Er mußte den Marktverkehr aufnehmen, Automobile parken dort. Seine Ruhe ist dahin und seine uralten Linden werden als Hindernis empfunden. Der stille Platz dient den Fremden.

II. Die Stadtbefestigung und das Burgmannsviertel

In meinem Leben habe ich drei Städte genauer kennengelernt, die unter Raumschranken litten. Bei der einen, Konstanz, ist es heute noch so. In Breslau endeten die Befugnisse der Stadtverwaltung einst mit dem äußeren Ende des Stadtgrabens mit der alten Contrescarpe. Auch unterstand ihr lange Zeit nicht die auf Oderinseln liegende Domimmunität, die auch heute noch ein ganz anderes Gepräge hat als die linksufrige Bürgerstadt. In meiner Vaterstadt machte sie sich in meiner Jugend auch noch fühlbar. Am folgenschwersten war die Beschränkung für Konstanz; denn da läuft mit der alten Contrescarpe noch heute die deutsch-schweizerische Grenze. Das ist ein trauriges Geschick für eine Stadt, die die Natur zum Mittelpunkt eines weiten überaus reichen Gebietes gemacht hat, wie sich das in dem einstigen Umfang der Diözese, von keiner Landesgrenze gehemmt, ausdrücken konnte. Es war das natürliche Herz des Schwabenlandes. Auf dem linken Rheinufer verblieb dem deutschen